

Gerhard Schulze  
Universität Bamberg

## **Übergang wohin? Kommentar im Jahr 2005**

Nach dem goldenen Zeitalter?

Ein gemischtes Bild

Unerheblicher Deutungsbedarf?

Die Erlebnisgesellschaft lernt dazu

Das Schweigen des Gelingens

Vom eindimensionalen zum zweidimensionalen Denken

Mehr ist weniger

Geld und Chancen

Die deutsche Schmach

Neue Distinktion

Ungleichheit. Was anständige Soziologen müssen

Jenseits von Bourdieu

Der Mensch als Opfer. Ein innerer Widerspruch

## Übergang wohin? Kommentar im Jahr 2005

*Nach dem goldenen Zeitalter?*

Anfang der neunziger Jahre fasste ich meine damalige Zeitdiagnose im Begriff der Erlebnisgesellschaft zusammen. Mehr als eine Momentaufnahme sollte dies nicht sein. Im folgenden Kommentar aus der Sicht des Jahres 2005 füge ich eine weitere Momentaufnahme hinzu, in die einfließen soll, was hier und heute aktuell ist. Das Aktuelle mag wieder versinken, worauf es aber ankommt, ist der langfristige Prozess, der allmählich sichtbar wird, wenn man eine Momentaufnahme an die andere reiht. Beschreibungen der Gesellschaft fixieren immer nur Übergangszustände. Eine Serie von Beschreibungen erlaubt jedoch die Frage: Übergang wohin?

Vielen scheint heute die Antwort restlos klar: Die Party ist vorbei. Die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts zeigen Deutschland im pessimistischen Konsens. Bestseller tragen Titel wie *Die deformierte Gesellschaft*<sup>1</sup>, *Ist Deutschland noch zu retten?*<sup>2</sup> oder *Deutschland – Abstieg eines Superstars*<sup>3</sup>. In Leitartikeln, Feuilletons, Polit-Talks und populärwissenschaftlichen Publikationen herrscht das große Unisono eines Krisenbefunds, der im Resonanzraum der Alltagskommunikation vielfach nachhallt. Längst hat die neue Angst vor dem dem Weniger die alte Angst vor dem Zuviel in den Hintergrund gedrängt.

Im späten 20. Jahrhundert erhob das grüne Lager Meadows' Formel von den Grenzen des Wachstums zum politischen Programm. Die Lautstärke, mit der sich heute alle, die eine öffentliche Rolle spielen wollen, dem genauen Gegenteil verschreiben, der Wachstumspolitik, wäre Jahrzehnte vorher in der Öffentlichkeit schlecht angekommen. Was in den siebziger und achtziger Jahren ökologisch wünschenswert und ökonomisch tolerabel schien, der Übergang von einer Phase der Steigerung zu einer Phase der Bestandssicherung, wird im politischen Diskurs des beginnenden 21. Jahrhunderts als Niedergang gedeutet. Mit jeder Absenkung der sogenannten Konjunkturprognosen erhält die *German Angst* neue Nahrung, und der Blick auf die Nachbarn tut ein Übriges<sup>4</sup>.

Ständig ist nun vom weiteren Vordringen der Armut die Rede, von zunehmender sozialer Spaltung, von neuer Ungleichheit. Quintessenz der sozioökonomischen Selbstbeobachtung ist die Schubumkehr der Möglichkeitsdynamik – von Expansion auf Reduktion. Solange das

Steigerungsspiel brummte, gab sich wachstumsskeptisch, wer auf seinen guten Ruf bedacht war; seit es ins Stocken geriet, hat sich die Richtung der Kritik um hundertachtzig Grad gedreht. Beklagt werden nun die sozialen Folgen des nachlassenden Wachstums.

Jede Perspektive hat ihr Potenzial und ihre Grenzen. Der gegenwärtig normale, ständig wiederholte Blick auf die Bundesrepublik zeigt Langzeitarbeitslose, dickleibige Dauerfernsehzuschauer und jugendliche Schulabgänger ohne Abschluss, die keinen deutschen Satz herausbringen; er zeigt Menschen, die sich keinen Zahnersatz leisten können, die Praxisgebühr nicht aufzubringen vermögen und unter dem Druck des Sozialamts ihre Wohnung gegen eine billigere und schlechtere tauschen; er zeigt Lohndumping, Arbeitszeitverlängerung ohne Lohnausgleich, Betriebsschließungen, Verlagerung der Arbeit in Niedriglohnländer und eine Invasion von Billigarbeitern; er zeigt leere öffentliche Kassen, verödete Einkaufszentren und Wartende in den Fluren der Sozialämter<sup>5</sup>.

### *Ein gemischtes Bild*

Es gehört freilich zu den Eigenschaften jeder beliebigen Perspektive, so auch dieser, dass man ihren unvermeidlichen blinden Fleck nur von einer anderen Perspektive aus sehen kann. Nun wissen wir zwar seit Kant, dass ohne partielle Blindheit kein Sehen möglich ist, aber sehr weit hat sich das noch immer nicht herumgesprochen. Der häufigste Irrtum bei der Interpretation der Welt besteht in der Verwechslung einer Teilansicht mit dem Ganzen, und der zweithäufigste darin, die Verschiedenartigkeit von Teilansichten mit einem logischen Widerspruch gleichzusetzen. Prekäre Lebensverhältnisse, um einen Schlüsselbegriff gegenwärtiger kollektiver Selbstbeschreibung aufzugreifen, sind eine Sache, und gute Existenzbedingungen einschließlich der damit verbundenen persönlichen Lebensphilosophie eine andere. Beides existiert nebeneinander. Deshalb lässt sich die Frage danach, was inzwischen aus der Erlebnisgesellschaft des späten 20. Jahrhunderts geworden ist, nicht einfach mit der Aufforderung abtun, sich doch bloß einmal einige Stunden in den Flur der örtlichen Arbeitsagentur zu setzen. Um sich ein Bild zu machen, genügt es nicht, in die Behörden der Mangelverwaltung hineinzugehen, man muss auch wieder hinaustreten und sich in der übrigen Wirklichkeit umschaun. Richtig: Da war doch noch etwas. Was sich insgesamt zeigt, ist ein gemischtes Bild. Die Erlebnisgesellschaft ist immer noch unterwegs, auch in Zeiten von Hartz IV, globaler Standortkonkurrenz und hoher Arbeitslosigkeit.

Verstößt es gegen die guten Sitten, sich mit dem gemischten Bild auch nur zu beschäftigen, während Feuer am Dach ist? Der führende Sozial-Alarmologe der Republik, Wilhelm Heitmeyer, sieht eine dreifache Spaltung nahen: zwischen Arm und Reich, zwischen Ost und West, zwischen deutscher Mehrheitsgesellschaft und islamischer Minderheit<sup>6</sup>. So düster sieht es also aus. Freilich: Wer sich nicht für das gemischte Bild interessiert, wer die Gesellschaft nicht differenzierter beschreibt, für den gibt es nur die Obdachlosen unter der Brücke. Was sonst noch los ist, scheint den politisch korrekten Soziologen nichts anzugehen. Wer sich auch für die Vorgänge oben auf der Brücke interessiert, muss sich den Vorwurf gefallen lassen, die unter der Brücke als menschlichen Sperrmüll abzutun.

In den USA wächst derzeit der Reichtum, während sich gleichzeitig der Hunger ausbreitet, abzulesen an der wachsenden Inanspruchnahme von Armenspeisungen. Dass Deutschland auch im Jahr 2005 weit von solchen Verhältnissen entfernt ist, kommt nicht von ungefähr: Der Wohlfahrtsstaat ist immer noch fest in der politischen Kultur der Nation verankert. Bei einer Staatsquote von 48 Prozent und einer Sozialquote von 33 Prozent von sozialem Kahlschlag zu reden, mag realitätsfremder Katastrophismus sein, wie Robert Leicht in der Zeit bemerkt hat<sup>7</sup>. Reuben Abati, ein Kommentator des *Guardian*, der führenden Zeitung Nigerias, betrachtet freilich den Umstand, dass seine Landsleute in internationalen Umfragen als die glücklichsten Menschen der Welt figurieren<sup>8</sup>, nicht als die gute Nachricht, sondern als das eigentliche Problem<sup>9</sup>. Ein gewisses Maß an Katastrophismus lässt sich als kulturelle Errungenschaft begreifen. Übersensibilität für Not sorgt dafür, dass tatsächliche Not nicht übersehen wird.

Es gibt soziale Not, auch im immer noch reichen Deutschland. Die Gesundheitsreform des Jahres 2004 hat beispielsweise dazu geführt, dass Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Obdachlose und andere Gruppen mit niedrigem Einkommen ein Prozent ihres Einkommens für Gesundheit aufwenden müssen – genug, um vielen den Arztbesuch fast unmöglich zu machen. Auf dem 108. Deutschen Ärztetag 2005 in Berlin war „Krankheit und Armut“ ein Hauptthema. Es wurde darüber gesprochen, dass auch in Deutschland die Lebenserwartung mit dem Einkommen sinkt, dass die Tuberkulose – die Krankheit der Armen – wieder auf dem Vormarsch ist, dass immer mehr Menschen (gegenwärtig etwa 300 000) keinen Versicherungsschutz mehr haben<sup>10</sup>.

Im Unterschied zu der Zeit, als ich die Erlebnisgesellschaft schrieb, fürchten heute auch Menschen mit guter Ausbildung und gutem Lebensstandard den sozialen Abstieg. Sie spüren deutlich: Wenn sich nicht bald etwas ändert, könnte es sie selbst treffen. Das Wissen, dass sie eigentlich noch ganz gut dastehen, hilft wenig gegen die nagende Angst. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht plötzlich dafür, dass ihnen der Wohlstand, den sie sich unter Umständen hart erarbeitet haben, wieder genommen wird, bevor der Staat für sie einspringt.

Hier geht es ans Eingemachte. Die Abhängigkeit von Transferleistungen ist jetzt nicht mehr bloß das Schicksal einer chronisch alimentierten Randgruppe, die man früher ganz selbstverständlich mit durchgefüttert hat. Die selbe Abhängigkeit kann jetzt auch jene treffen, die es gewohnt sind, aus eigener Kraft etwas auf die Beine zu stellen. So kommt zusammen, was nicht zusammen gehört: Diejenigen, die bessere Zeiten gesehen haben und diejenigen, die gar nicht wissen, was das ist. Angehörige der so genannten neuen Mitte werden an den Rand der Gesellschaft gedrängt, Armut kann jetzt auch jene treffen, die das Projekt des schönen Lebens für sich schon verwirklicht hatten und sich mit den Feinheiten ganz gut auskennen.

#### *Unerheblicher Deutungsbedarf?*

Heißt das aber, dass sie sich deshalb wieder vom Projekt des schönen Lebens verabschieden? Für die erste und unreife Form der Erlebnisgesellschaft würde das zutreffen, denn der Aufenthalt darin kostete vor allem Geld: Fernreisen, Freizeitparks, Shopping-Malls, Designer-Möbel, Wellness-Oasen. Gerade die aktuelle Krise der Entertainment-Branche<sup>11</sup> deutet aber darauf hin, dass es auch in Zeiten geringeren Wachstums und stagnierender Einkommen der Mehrheit der Deutschen darum geht, das Projekt des schönen Lebens fortzuführen. Materielle Unsicherheit ist eine Sache, Nachdenken über Glück und Lebenssinn eine andere<sup>12</sup>.

Das eine Thema schließt das andere nicht aus; beiden kommt in den Alltagsdiskursen der Gegenwart etwa gleich große Wichtigkeit zu. Aber wie steht es mit der soziologischen Beobachtung dieser Alltagsdiskurse? Für viele Soziologen findet die soziale Tatsache des Diskurses über das Glück entweder gar nicht statt; oder sie kommentieren lediglich seine Pathologien; oder sie sind sich ganz sicher, dass es sich um pure Ideologie handelt, um falschen Schein, inszeniert von der großen Weltverschwörung der Absahner. Sie sehen Opfer und Verblendete. Was sie nicht sehen, sind Fragende, Denkende, Ernstzunehmende. Befangen in einer Attitude soziologischer Arroganz, erklären sie ein Thema für unerheblich, das die

Menschen auch in der ökonomisch prekären Gegenwart des Jahres 2005 mit immer noch steigender Intensität beschäftigt.

Unerreicht von den Relevanzvorschriften einer Zunft, die ihrerseits von Irrelevanz bedroht ist, treibt das Thema Glück die Menschen um. Die mit ihm verbundenen geistigen Anforderungen sind jedoch ungleich größer als beim Thema Unglück. Es gibt keine klaren, für alle nachvollziehbaren Kriterien von Erfolg und Misserfolg, keine einfachen Rezepte, keine in die Augen springenden, mit Händen zu greifenden Tatbestände. Auf den immensen Deutungsbedarf antworten Medien, Werbung, Konsumgüterindustrie, Glücksratgeber, Talk-Show-Gäste, Popstars – und jeder einzelne antwortet für sich, so gut er es vermag.

Aber wer kümmert sich noch um den bedürftigen Nächsten? Die Behauptung, dass es in der „Ego-Gesellschaft“ keine Bereitschaft mehr gebe, sich mit Themen der Not zu beschäftigen, widerspricht den Fakten (nie gab es in Deutschland mehr ehrenamtliches Engagement als jetzt<sup>13</sup>) und hemmt den öffentlichen Diskurs über das Thema des guten, gelingenden Lebens. Nicht wenige finden es obszön, sich mit dem Glück zu beschäftigen, solange es Menschen gibt, die sich keinen Arztbesuch leisten können und denen das Geld für Zahnersatz fehlt. So kommt es, dass eine langfristige Hauptströmung der Gesellschaft aus Sicht der Soziologie weitgehend unbeschrieben und unreflektiert bleibt.

Im Frühjahr 2005 kommentierte Ulrich Wickert in den *Tagesthemen* der ARD einen kurzen Film mit Friedhofsszenen. Zu sehen waren ein Sarg und eine Handvoll Menschen auf dem Weg zum Grab. Das Besondere dabei: Keiner der Beteiligten kannte den Toten. Es handelte sich um die Hamburger Initiative *Letztes Geleit*, die sich um Verstorbene ohne Freunde und Angehörige kümmert. Der Tenor des Kommentars war freundlich-resignativ: Nachdem alle nur ihr persönliches Glück im Sinn haben, bedarf es des Engagements von Wildfremden, um einsam Gestorbene würdevoll unter die Erde zu bringen.

In dieser Episode finden wir alles verdichtet: soziale Wirklichkeit, Fehldeutung und Arroganz. Was gezeigt wird, sind Menschen, die sich anderer selbst dann noch annehmen, wenn schon alles zu spät scheint und nicht einmal mehr Dank zu erwarten ist, sondern allein die Befriedigung, vielleicht das Glück, etwas zu tun, das sie sich selbst ausgedacht haben und sinnvoll finden. Ausgerechnet diese Szene als Zeichen der Ego-Gesellschaft zu interpretieren, läuft buchstäblich auf die hermeneutische Umkehrung des gezeigten Sachverhalts hinaus. Und

im Subtext erklärt der Kommentator ein vielen Menschen zentral wichtiges Thema für unerheblich: Was soll alles Gerede über das Glück, so lange es noch so viel Leid auf der Welt gibt?

### *Die Erlebnisgesellschaft lernt dazu*

Oben auf der Brücke: Ist das die sogenannte Spaßgesellschaft? Im Hinblick auf diese zur kleinen Münze gewordene Diagnose ist das Logo der Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland auf verquere Weise aufschlussreich. Es visualisiert perfekt, wie Werbeleute, Eventmanager, Politiker, Programmdirektoren, Kulturkritiker und Soziologen die Kernidee der Erlebnisgesellschaft häufig genug missdeutet haben: als Hinwendung zur röhrenden Idiotie. Aber wo kämen die Menschen hin, wenn sie sich von Werbung abschrecken ließen? Der Kartenvorverkauf im Jahr 2005 zeigt nicht nur die Faszinationskraft des Fußballspiels, sondern auch die Dickfelligkeit des Publikums gegenüber den Fehldeutungen seines Geschmacks, mit denen es täglich überflutet wird. Was das WM-Logo zeigt, ist Spaßgesellschaft pur – aber seine kulturgeschichtliche Pointe liegt darin, dass es dem Publikum als Spiegel vorhält, was dieses seit den neunziger Jahren immer entschiedener ablehnt.

Als nach dem 11. September 2001 überall vom „Ende der Spaßgesellschaft“ die Rede war, handelte es sich um eine Prognose ohne Risiko, denn die Spaßgesellschaft hatte es nie gegeben. Die Erlebnisgesellschaft dagegen, verstanden als Sozialwelt unter der Regie der Innenorientierung, wurde durch den 11. September keineswegs erschüttert, vielmehr hat sie ihren Pfad fortgesetzt. Dass die Formel „weil es mir Spaß macht“ seit den siebziger Jahren zu den häufigsten Begründungsmustern zählt, verweist nicht etwa auf das breite Lachen des WM-Logos, sondern auf das Innenleben als Zielbereich des Handelns. Lachen ist dabei nicht ausgeschlossen, aber keineswegs die Hauptsache. Worum es den Menschen nach wie vor in erster Linie geht, ist Faszination, Konzentration, Sinn, Gefühl, Authentizität.

Gerade in Zeiten gestiegener Arbeitslosigkeit zeigt sich die ernsthafte Seite der Erlebnisgesellschaft. Im Verhältnis zu dem Motiv, Geld zu verdienen, ist das Motiv, sich sinnvoll zu beschäftigen und gebraucht zu werden, immer wichtiger geworden. Erlebnisgesellschaft heißt: intrinsische Motive siegen über extrinsische, Innenorientierung über Außenorientierung.

So avancierte in den letzten Jahren das Wandern zur beliebtesten Freizeitbeschäftigung der Deutschen – nur aus Geldgründen, so wurde gemunkelt, dem herrschenden Deutungsmuster der „Konsumverweigerung“ folgend. Galt zuerst das Kaufen als Zeichen materialistischer Verflachung, so gilt nun das Nichtkaufen und der Rückzug auf sich selbst als Zeichen von ökonomischer Unsicherheit und Zukunftsangst. Neben diesen beiden entgegengesetzten Deutungen gibt es aber noch eine dritte: Viele Menschen sind zu der Ansicht gelangt, ein Spaziergang im Wald bringe ihnen mehr als ein Ausflug in den Freizeitpark.

Als die Verwaltung der Stadt Erlangen im Jahr 2004 das kommunale Bad in ein „Spaßbad“ umwandeln wollte, erzwangen die Bürger eine Abstimmung, bei der sich über 85 Prozent der Bevölkerung *dagegen* aussprachen. „Spaß“, „Fun“, „Kick“ und „Event“ sind Beispiele für Begriffe, die im Lauf der neunziger Jahre eine immer negativere Bedeutung angenommen haben: als Distanzierungszeichen einer populären Kulturkritik, die gerade nicht vom Ende der Erlebnisgesellschaft künden, sondern von ihrer Weiterentwicklung.

Sichtbar wird eine allmähliche Emanzipation von den Fahrgeschäften des Vergnügungsparks: von entlastenden Erlebnisangeboten, die den Spielraum des Einzelnen mit Konstruktionen besetzen. Das Massenpublikum ist weiter als jene, die es professionell umsorgen. Am Fall des FDP-Vorsitzenden Guido Westerwelle lässt sich studieren, wie die Diagnose „Spaßgesellschaft“ auf diejenigen zurückfällt, die in ihren Anbieterstrategien auf das Idiotische setzen. Seit er den Bundestagswahlkampf 2002 im Guidomobil führte und in Big Brother auftrat, hat er seine liebe Not, das Image des Spaßpolitikers wieder loszuwerden.

Die Diagnose der verarmenden Gesellschaft übertreibt in der einen Richtung, die der Spaßgesellschaft in der anderen. Zu besichtigen ist im Jahr 2005 der Zug von der Außenorientierung zur Innenorientierung, der schon Ende der sechziger Jahre begonnen hat. Wir sehen einen kollektiven Lernprozess, der unvermindert anhält. Der gegenwärtige Krisenkonsens mit seiner Bildsprache – „Absturz“, „Globalisierungsverlierer“, „Nachmittag des Wohlfahrtsstaats“<sup>14</sup>, „Entsolidarisierung“, „Raubtierkapitalismus“ und so fort – verdeckt den Tatbestand, dass die Leitvorstellung des schönen Lebens ungebrochen ist und nach wie vor die Lebensentwürfe und Beziehungen der Mehrheit prägt. Wandel gibt es gewiss, aber er hat eher den Charakter der Verfeinerung, des Dazulernens, der Mentalitätsentfaltung, und nicht den einer Abkehr. Die späten sechziger und die siebziger Jahre der Bundesrepublik



waren ein *point of no return* auf dem Pfad zur alltäglichen, normalen Lebensphilosophie des schönen Lebens.

Wie bitte? Sind da nicht Untertöne von Vertrauen in die Lernfähigkeit der Menschen zu vernehmen? Wird hier am Ende gar etwas Ähnliches wie Reifung, wie Fortschritt unterstellt? In der Kulturgeschichte der Bundesrepublik war Kulturkritik zunächst eine Offenbarung, dann wurde sie zur Routine, und schließlich zur Folklore des Kunstbetriebs und zum Apriori der Zeitdeutung. Ihre Formensprache erinnert an die Liturgie, ihre gesellschaftliche Bedeutung an die Fischpredigt des heiligen Antonius – die Fische hören die Moralpauke und schwimmen danach so munter wieder davon, wie das Theaterpublikum nach dem Besuch einer im Desaster schwelgenden Abendvorstellung heiter in die Restaurants strömt.

Sichtbar werden Menschen, die ihr Leben als Gestaltungsaufgabe begreifen, die dieses und jenes probieren, miteinander darüber reden, sich ihre Gedanken machen und Schlüsse ziehen. Was schon im Vorstadium der Erlebnisgesellschaft begonnen hatte, lebensphilosophische Reflexion als Teil des Alltagslebens, war keine Modeerscheinung, sondern der Beginn einer neuen Epoche, die eher am Anfang als am Ende scheint. In einem neueren Buch habe ich zu beschreiben versucht, was in diesen Jahrzehnten geschieht: Übergang von einer langen Phase der *Naturaneignung* zu einer noch ganz am Anfang stehenden Phase der *Kulturaneignung*<sup>15</sup>.

Die Erlebnisgesellschaft der achtziger Jahre war ein Schritt in diese Richtung. Vieles, was sich damals ausgeprägt hat, ist heute noch vorhanden oder hat sich sogar noch verstärkt: Entstehung sozialer Milieus nicht durch Beziehungsvorgabe, sondern durch Beziehungswahl; Orientierung an der psychophysischen Semantik als Vermittlung von Subjekt und Gesellschaft; Alter, Bildung und Alltagsästhetik als evidente und signifikante Zeichen in der sozialen Interaktion. Geblieben ist das Projekt des schönen Lebens als wichtigstes Ziel und das Erleben als dominante Form, Sinn zu definieren. Geblieben ist die Tendenz zur Entregionalisierung und Entökonomisierung sozialer Beziehungen.

Die größte Veränderung der Erlebnisgesellschaft betrifft ihren handlungslogischen Kern: Erlebnisrationalität. Sie bestand zunächst in dem Versuch, das instrumentelle Denken, wie man es für die Naturaneignung braucht, auf den Kontext des Subjektiven zu übertragen. Warum sollte bei Erlebnissen nicht funktionieren, was sich in der Geschichte der Moderne tausendfach bewährt hatte: hier der wohldefinierte Nutzen, da die Mittel, und auf der Meta-

Ebene darüber der reflektierende Mensch auf dem ewigen Pfad der Steigerung? Natürlich: weil das Subjekt keine Naturtatsache ist. Dies zu begreifen und damit umzugehen steht gewissermaßen im kollektiven Curriculum. Dass der Alltagsmensch dafür zu blöd wäre, ist trotz Super-RTL keineswegs ausgemacht. Er war auch nicht zu blöd dafür, den Aberglauben des magischen Zeitalters gegen das naturwissenschaftliche Weltbild auszutauschen, Demokratie für sich einzufordern und von seinem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch zu machen.

Allmählich lernt die Moderne, dass sich eine lebenswerte Alltagskultur mit naturwissenschaftlich-technischem Denken und rein ökonomischer Rationalität nicht erschließen lässt. Denkmuster jenseits der bisher in der Moderne eingeübten Routinen breiten sich aus: Warten statt Beschleunigung; weniger statt mehr; Einzigartigkeit statt Standardisierung; situationsgebundene Variabilität statt naturgesetzlicher Unveränderlichkeit; Produkte, die freie Subjektivität herausfordern, statt sie zu kanalisieren; Konzentration statt Zerstreuung; Projekt statt Kick; Machen statt Konsum; Ankunft statt Steigerung.

Diese Stichworte markieren eine Tendenz, die seit 15 Jahren ungebrochen am Werk ist. Sie schlägt sich etwa nieder im Wandel des Konsums: mehr Geld für Reisen, weniger Geld für Fernseher, HiFi-Geräte und Autos; mehr Geld für Billigprodukte aus dem Discounter, doch auch Ökoläden, Feinschmeckergeschäfte und Spezialversandhäuser sind fest am Markt etabliert. Bezeichnend für die Entwicklung ist auch die Präsentation des Warenangebots: weg vom großen, hin zum übersichtlichen Sortiment, weg vom Bombastischen, hin zum Schlichten, weg vom Sammelsurium, hin zur Fokussierung. Auch die zunehmende Beliebtheit subjektzentrierter Sportarten wie Inline-Skating, Joggen, Walken ist ein Hinweis auf das Weiterbestehen der Erlebnisgesellschaft und ihre Verfeinerung; ebenso die zunehmende Wertschätzung der Zeit, die man für sich selbst hat; der Run auf Museen und Aufführungen; der alltäglich gewordene Glücksdiskurs.

Keineswegs fällt die Aneignung von Subjektivität und Kultur den Menschen in den Schoß; sie setzt, wie schon die Aneignung der Natur, Reflexion, Lernen, Versuch und Irrtum voraus und ist von Pathologien bedroht: Unzufriedenheit, Enttäuschung, vertane Zeit, versäumte Chancen. Zu sehen ist die Absurdität einer Flucht zurück in die altgewohnte Denkwelt der Erweiterung des Möglichkeitsraums, während es primär darum geht, sich in ihm aufzuhalten.

## *Das Schweigen des Gelingens*

Der Beitrag der Soziologie zur Beschreibung und Bearbeitung von Pathologien dieser Art liegt allerdings bei Null. Sie konzentriert sich auf Probleme, die etwas mit Mangel, Not, Leid, kurz mit *Einschränkungen* des Möglichkeitsraums zu tun haben. Menschen, denen es gut geht, werden schon zurechtkommen. Der normative Horizont der Soziologie endet im Haben und Können; das Sein ist ihr egal. Es liegt ein Widerspruch darin, zwar gegen das Leid zu kämpfen, aber die menschliche Existenz jenseits des Leids für nicht der Rede wert, gar für anstößig zu halten.

Sind solche Überlegungen nicht pure Traumtänzeri? Ist das Gelingende nicht längst vom Sturm beunruhigender oder zumindest umwälzender Großereignisse hinweggefegt worden? Lässt man vorbeiziehen, was in den letzten fünfzehn Jahren geschehen ist, kann man sich diesem Eindruck kaum entziehen: Regierungswechsel, deutsche Vereinigung, Euroeinführung, Osterweiterung der EU; Kriege auf dem Balkan, in Afghanistan, im Irak, der 11. September 2001, der 11. März 2003; Krise des Arbeitsmarktes und der Sozialsysteme; Abnahme der Wachstumsraten, Machteinbußen von Gewerkschaften und Arbeitnehmern, Arbeitszeitverlängerung ohne Lohnausgleich.

Bei der Aufzählung dieser Ereignisse bleiben jedoch die mindestens ebenso wichtigen Nicht-Ereignisse ausgeblendet: die unauffällige, allgegenwärtige Szenerie der Möglichkeiten, die Annehmlichkeiten und praktischen Erleichterungen; die Wohnungen, Autos, Straßen und Geschäfte; die relative Sicherheit vor Gewalt und Willkür; die totale Versorgung mit Unterhaltungsangeboten, Informationen und Spielen; die funktionierenden Institutionen, die intakten Beziehungen, die verlässlichen Abläufe und die gut durchdachten Regeln.

Normalerweise funktioniert ein PC zu 99 Prozent seiner Lebenszeit bestens. Das ist fast schon die ganze Wirklichkeit, es interessiert aber nicht im Geringsten. Funktionieren ist kein Ereignis, nur der Absturz. Der unspürbare Strom der Nicht-Ereignisse, auf die niemand neugierig ist und die keine Meldung wert sind, hatte in den vergangenen 15 Jahren weitaus größere Macht, als sie den punktuellen, medientauglichen Großereignissen zukam.

Dass es anders werden könnte, dass die wunderbaren Nicht-Ereignisse in Mitleidenschaft gezogen werden könnten: genau dies ist der Kern der Angst, die gegenwärtig umgeht. So

vernünftig diese Angst sein kann, so absurd wird sie, wenn viele so tun, als wäre das zu Bewahrende bereits verloren.

Ob man es zur Kenntnis nehmen will oder nicht, ob man sich über die explizite Feststellung des Sachverhalts entrüstet oder nicht: es gehört *auch* zur deutschen Wirklichkeit des Jahres 2005, dass es noch nie so vielen Menschen so gut gegangen ist. Sie haben aufs Ganze gesehen mehr Zeit<sup>16</sup>, ein höheres Realeinkommen<sup>17</sup>, mehr Wohnraum, höhere Mobilität, mehr Kontaktmöglichkeiten, weniger private Verpflichtungen, geringere staatlich regulierte Einschränkungen ihrer persönlichen Freiheiten, geringere Umweltbelastungen, schönere Siedlungen und eine höhere Lebenserwartung denn je. Auch in den letzten 15 Jahren, nach dem angeblichen Ende des goldenen Zeitalters, gab es nicht etwa einen Einbruch, ja nicht einmal eine Stagnation auf hohem Niveau. Es gab nur eine Verlangsamung der Steigerung.

Überfluss und Verarmungsangst gehen gegenwärtig Hand in Hand. Einerseits ist der in den siebziger Jahren begonnene Diskurs über das Glück immer noch aktuell; das Projekt des schönen Lebens wurde zur selbstverständlichen, weithin geteilten Leitvorstellung. Andererseits wird die Gesellschaft so beschrieben, als stünde sie am Abgrund. Als Konsequenz ergibt sich, dass die Frage nach dem Glück, mit der sich die viele intensiv beschäftigen, als unwichtiges Luxusproblem gilt.

Noch nie war die Chance besser, aus dem Leben das zu machen, was man ganz persönlich sinnvoll findet; aber der Diskurs über das schöne Leben bleibt nach wie vor der Werbung, den Soaps und den Glücksratgebern vorbehalten – intellektuelles Prestige ist mit der „spießigen“, „harmoniesüchtigen“, „illusionären“ Reflexion des schönen Lebens nicht zu holen. Die zögernde Gesellschaft zeigt sich nicht auf der Höhe ihrer Möglichkeiten, sie ist in das Projekt des schönen Lebens geistig und institutionell noch nicht hineingewachsen.

### *Vom eindimensionalen zum zweidimensionalen Denken*

Nicht, dass es nicht aller Anstrengungen wert wäre, das Niveau zu halten; nicht, dass man sich keinerlei Sorgen machen müsste. In der Metapher des „Ausstiegs“, die im Gefolge der Achtundsechziger populär wurde, steckt derselbe Denkfehler wie in der gegenwärtig grassierenden Angst vor der Rückkehr des Existenzkampfes: dass sich Menschen entweder um das Haben und Können kümmern müssen, oder sich dem Sein widmen dürfen – beides aber

gehe nicht. Die einmal geschaffenen Bedingungen guten Lebens zu erhalten, verlangt richtig Arbeit und Intelligenz, und besser man übertreibt seine Sorge, als man ist zu sorglos. An Besorgtheit ist im Jahr 2005 freilich kein Mangel. Andererseits: Um neue Chancen und um den in langer Arbeit aufgebauten Bestand zu kämpfen lohnt sich nur dann, wenn man als erlebendes Subjekt etwas mit guten Bedingungen anzufangen weiß.

Was sich als mögliches Lebensmodell abzeichnet, ist die Integration von könnensgerichtetem und seinsgerichtetem Handeln. In der bundesdeutschen Diskurswirklichkeit des Jahres 2005 gewinnt man jedoch eher den Eindruck der Schizophrenie als den der Integration. Erstaunlich ist dies nicht, wurden doch Können und Sein in der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte immer als Gegensätze begriffen. Zunächst triumphierte die Arbeit, dann das Spiel, und immer schien das eine das andere auszuschließen. Wenn es nun heißt, das Spiel sei aus und die Arbeit kehre zurück, so bleibt eines doch gleich: die eindimensionale Sichtweise, das Entweder-Oder.

In den fünfziger Jahren mag die eindimensionale Sichtweise am Platz gewesen sein, heute ist sie obsolet. Genau an dieser Stelle zeigt sich die zweite historisch aktuelle Herausforderung der Erlebnisgesellschaft (neben der schon in Angriff genommenen ersten, das Denkmuster der Erlebnisrationalität an den Umstand anzupassen, dass ein Mensch keine Maschine ist). Die zweite Aufgabe liegt im Übergang vom Entweder-Oder zum Sowohl-Als-Auch, im Übergang von der eindimensionalen zur zweidimensionalen Sichtweise<sup>18</sup>.

### *Mehr ist weniger*

Am auffälligsten zeigt sich die Beschränktheit eindimensionalen Denkens im gegenwärtigen deutschen Wachstumsjammer. Verminderte Steigerung ist etwas anderes als Wohlstandsverlust. Doch die unhaltbare Deutung von Verlangsamung als Rückgang ist in der bundesdeutschen Öffentlichkeit unbestritten. Wie sich die gegenwärtig grassierende Fehlinterpretation der ökonomischen Situation überhaupt entwickeln konnte, lässt sich nur vor dem Hintergrund eines wissenssoziologischen Rückblicks verstehen.

Der Steigerungsschub der ersten Nachkriegsjahrzehnte brachte eine enorme Vermehrung der Möglichkeiten mit sich, und die Erlebnisgesellschaft war die Antwort darauf. Es war die Generation der Achtundsechziger, die den Umschwung von der Außenorientierung zur

Innenorientierung vorantrug. Sie provozierten mit einer Lebensauffassung, die nach und nach alle erfasste. Es kommt, so die Botschaft, darauf an, das Leben zu genießen; die Mittel dazu beschafft man sich schon irgendwie.

Schon in den siebziger Jahren wurden allerdings die Ressourcen der Steigerung knapp, die historisch einmalige Schubkraft der Nachkriegsära war verbraucht. Zunächst wurde dies nicht als Katastrophe empfunden. Zum einen waren die Menschen noch damit beschäftigt, sich die neue Mentalität anzueignen. Fasziniert vom erreichten Niveau der Möglichkeiten, bildeten sie neue persönliche und soziale Muster heraus: Erlebnisionalität, Erlebnismarkt und Erlebnismilieus. Zum anderen waren sie der Auffassung, dass die Verlangsamung des Wachstums bald vorübergehen werde. Der Begriff „Konjunktur“ tröstet; er lässt schwaches Wachstum als vorübergehende „Delle“ erscheinen, denn am Horizont winkt immer schon der nächste Aufschwung.

Als Heinz Kluncker im Jahr 1974 mit sagenhaften 11 Prozent die höchste Lohnsteigerung in der Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik erzielte, war der Zenit des deutschen Wachstumspotenzials bereits überschritten. Heute wirkt dieser Tarifabschluss wie ein letztes Aufblühen am Ende einer heißen Phase, die etwa 1950 eingesetzt hatte. Kein ernstzunehmender Nationalökonom hält eine Wiederholung dieses Steigerungsschubs für möglich, weil er auf Bedingungen beruhte, die nicht wiederkehren können: „Ein riesiger, ungesättigter Bedarf an Gütern und Dienstleistungen, eine junge, gut qualifizierte und motivierte Erwerbsbevölkerung, die Wiedereröffnung kriegsbedingt verschlossener Märkte, eine Reihe wichtiger Innovationen, verbesserte Voraussetzungen der Kapitalbildung und des Kapitalflusses, vor allem aber eine außergewöhnliche Aufbruchstimmung.“<sup>19</sup>

Wie lebendig die Hoffnung auf eine Wiederkehr des Gründungsbooms der Bundesrepublik immer noch ist, wie umstandslos und ohne Gespür für ökonomische Entwicklung sich Maßstäbe und Erwartungen nach wie vor an einer unwiederholbaren Glanzzeit ausrichten, zeigt sich in Politikerreden, in Wirtschaftsgutachten, in internationalen Statistiken mit ihren Vergleichen des Unvergleichbaren, aber auch im bevölkerungsweiten Krisenkonsens. Eine Stimmung hat sich breit gemacht, in der sich ein spezifisch deutscher, von auswärtigen Beobachtern immer wieder mit Verwunderung konstatiertes Pessimismus<sup>20</sup> mit der Neigung von Menschen verbindet, das Urteil über die eigene Situation *im Vergleich* zu bilden.

Jemand hat sein Auskommen und ist zufrieden; sobald aber einer auftaucht, dem es besser geht, ist es mit der Zufriedenheit vorbei. Unzufriedenheit als Ergebnis von Vergleichen (und nicht etwa auf der Grundlage von Entbehren) äußert sich im Deutschland des Jahres 2005 in zwei Formen: zum einen als ganz normaler Neid, der seine Bezugsgrößen in der Gegenwart findet, und zum anderen als Wachstumsnostalgie, geboren aus dem Vergleich von Jetzt und Früher.

Diese Wachstumsnostalgie beruht auf einer hochabstrakten gedanklichen Konstruktion: weg von den tatsächlichen, greifbaren Möglichkeiten, hin zum *Unterschied der Möglichkeiten zwischen zwei Zeitpunkten*. Nur in diesem Referenzrahmen erscheint geringeres Wachstum als Rückschritt. Wenn sich das Wachstum beispielsweise von vier auf zwei Prozent halbiert, hat eine Volkswirtschaft zwar immer noch mehr zur Verfügung, aber der Zuwachs des Verfügbaren ist geringer geworden. Nach Jahrzehnten hypnotisierten Starrens auf Wachstumswahlen dominiert nun der Eindruck der Schrumpfung; dass es sich lediglich um eine Schrumpfung der Steigerung handelt, findet kaum noch Beachtung. Mehr gilt als weniger.

Betrachtet man nur die Steigerung des Wirtschaftswachstums, so hat man eine Perspektive garantierter Enttäuschung gewählt. Keiner einzigen früh industrialisierten Volkswirtschaft bleibt die Erfahrung langfristig sinkender Wachstumsraten erspart<sup>21</sup>. Gewöhnt an zunächst hohe Wachstumsraten, müssen sie alle einen Lernprozess der Anpassung ihrer Erwartungen an wirtschaftshistorisch schrumpfende Wachstumsspielräume durchlaufen<sup>22</sup>.

### *Geld und Chancen*

Ein weiterer Knick in der Optik kommt hinzu: die Gleichsetzung der Sphäre des Geldes mit der Sphäre der Chancen. Wenn etwa bestimmte Apparate gleichzeitig mehr können und billiger werden, geht eine Verbesserung der Lebensumstände (Sphäre der Chancen) bei sonst gleichen Bedingungen Hand in Hand mit einer Verminderung des Wachstums (Sphäre des Geldes): Die Menschen haben mehr Handlungsmöglichkeiten, aber die Wirtschaft setzt weniger um.

In der monetären Betrachtungsweise der Ökonometrie waren die neunziger Jahre eine Zeit geringen Wachstums, handlungslogisch gesehen waren sie dagegen eine Zeit ungeahnter

Durchbrüche. Vor allem die digitale Revolution erweiterte die Optionen enorm, die dem Einzelnen offen stehen; ihre Bedeutung lässt sich durchaus mit der Steigerung der räumlichen Mobilität durch Eisenbahn und Automobil im 19. und 20. Jahrhundert vergleichen, mit der Ausweitung des durchschnittlich verfügbaren Wohnraums in den Nachkriegsjahrzehnten, mit dem Einzug der Küchentechnik in den Alltag, mit der explosionsartigen Vermehrung erschwinglicher Konsumgüter.

Die letzten fünfzehn Jahre waren die Zeit, in der PC, Handy, Digitalkamera, Navigationssysteme, Internet, Musiktäuschbörsen, Computerspiele, Email, SMS und neue Unterhaltungselektronik alltäglich wurden. Zwar ist die Digitalisierung des Alltagslebens noch nicht am Ende, aber die Situation der Menschen hat sich bereits wesentlich verändert: Kontakte, Wahlmöglichkeiten, Informationszugänge und Kommunikationsräume haben sich in kurzer Frist radikal entgrenzt, und die Anforderung, all dies sinnvoll zu gestalten, ist enorm gestiegen. Vor dieser Anforderung kann man davonlaufen, oder man kann an ihr wachsen.

### *Die deutsche Schmach*

Nirgendwo wird die Verlangsamung des Wachstums schmerzhafter, ja beschämender erlebt als in Deutschland. Die Fallhöhe hierzulande überschreitet das durchaus auch von anderen Nationen zu verkraftende Maß aus zwei Gründen: das Ausgangsniveau der heißen Jahre lag höher, und die Verminderung des Wachstums ging weiter nach unten, zu etwa zwei Dritteln bedingt durch die mit der Wiedervereinigung verbundenen ökonomischen Belastungen. International vergleichende Wachstumsstatistiken und Standortrankings ignorieren dies einfach, und so gesellt sich zur normalen Frustration ökonomischer Desillusionierung auch noch das Gefühl der Schande. Das Stigma des Misserfolgs haftet nun an dem einzigen Aspekt (vom Fußball abgesehen) der jüngsten deutschen Geschichte, auf den die Deutschen früher einmal stolz waren: ihre Wirtschaftskraft.

Was an der Weisheit des ökonomischen Diskurses der Gegenwart zweifeln lässt, ist die Verwechslung von Wohlstand und Wachstum. Die Diskursteilnehmer meinen, über die Chancen der Menschen zu reden – über den Spielraum, den ihnen die Situation gewährt. In Wahrheit reden sie über etwas ganz anderes, nämlich über die relative Differenz zwischen altem und neuem Spielraum im Zeitvergleich. Wirtschaftskommentatoren halten in gedrückter Stimmung ein Prozent Wachstum in der Bundesrepublik gegen sechs Prozent Wachstum in



Polen und vergessen dabei gleich zwei Rechenoperationen auf Grundschulniveau: Erstens kommt das polnische Wachstum zu einem Sockel hinzu, der wesentlich niedriger als in Deutschland ist, so dass auch bei sechs Prozent polnischen Wachstums eine große Wohlstandsdifferenz bestehen bleibt, die aber irgendwann verschwindet (warum auch nicht?). Zweitens gilt für eine Reihe von Jahren, dass eine von unten kommende, aufholende Nationalökonomie oft nur relativ gesehen stärker wächst, absolut gesehen dagegen schwächer – sechs Prozent von Hundert sind absolut gesehen weniger als ein Prozent von Tausend.

Deutschland als kranker Mann Europas: Was auch immer daran übertrieben, ungenau, einseitig sein mag – entscheidend ist in unserem Zusammenhang, dass sich diese Diagnose in großer Breite durchgesetzt hat; sie wurde zur Selbstverständlichkeit. Das Strohfeuer des Vereinigungsbooms Mitte der neunziger Jahre und die Börsenblase um die Jahrtausendwende führten vor Augen, wie groß die Sehnsucht nach Mehr (definiert im abstrakt-symbolischen Denkraum des proportionalen Vergleichs) nach wie vor ist, und wie leicht sich die ökonomischen Erlösungshoffnungen der eigentlich gar nicht Verdammten hierzulande beflügeln lassen. Inzwischen reicht das nostalgische Fluidum des Wortes „Wirtschaftswunder“ an die Aura des Wortes „gloire“ bei den Franzosen oder des Wortes „Empire“ bei den Engländern heran. Mit der Gegenwart haben all diese Sehnsuchtsfloskeln nichts zu tun.

An die Stelle übersteigter Erwartungen ist nicht etwa ein differenzierter Blick für die tatsächlichen Verhältnisse getreten, sondern die Befürchtung des Schlimmsten. Auf's Ganze gesehen, stimmt auch im Jahr 2005 noch, was mit leichten Schwankungen seit Kriegsende gegolten hat: dass Deutschland ein historisch beispielloses Wohlstandsniveau erreicht hat. Was sich bei einer objektiven Betrachtung als bloße Verlangsamung der Verbesserung darstellt, wird jedoch als Verschlechterung gefühlt.

Wachstumsnostalgische Desillusionierung und nationales Minderwertigkeitsgefühl verbinden sich zur vorherrschenden Grundstimmung. Dass es vielen immer noch gut geht, setzt sich gegen die Verwechslung proportionaler Zuwächse mit Lebenschancen nicht durch. Dass das durchschnittliche Realeinkommen auch in den neunziger Jahren stieg, wenn auch „nur“ um fünfzehn Prozent, wird nicht zur Kenntnis genommen. Wenn man alle Kommentare zur deutschen Wirtschaftsentwicklung zusammennimmt, denkt man an Staatsbankrott und argentinische Verhältnisse. Das kursierende ökonomische Selbstbild ist gegen Fakten immun.

Längst hat sich das Gefühl deutscher Schwäche verselbständigt. Sogar die führende Stellung der deutschen Exportwirtschaft wird mit Bedenken kommentiert<sup>23</sup>. Und wenn nicht: Wer weiß, wann auch in der Exportwirtschaft der Absturz kommt? Ein anderes Beispiel ist die Rezeption einer überraschenden Meldung im Jahr 2005: Deutschland war eine der führenden Nationen im internationalen Ranking der Patentanmeldungen<sup>24</sup>. Die Medien gingen darauf nur beiläufig ein; gegen das landläufige Bild von der Schwäche Deutschlands in Forschung und Entwicklung konnte sich der objektive Nachweis des Gegenteils nicht durchsetzen. Was nicht zum Stigma der Schwäche passt, zählt nicht. Am Ende der Winterolympiade 2002 hatte Deutschland alle anderen Nationen außer Norwegen in der Medaillenwertung hinter sich gelassen, doch die Öffentlichkeit ging verschämt zur Tagesordnung über, während Norwegen aus dem Häuschen war. Als Bundespräsident Köhler in einer Rede im Jahr 2005 Deutschland für seinen Nachkriegsweg verhalten lobte, erntete er massive Kritik: Die Rede sei „zu stolz“ gewesen<sup>25</sup>. Die Nation wirkt wie eine Frau, die sich ihrer Größe schämt und in gekrümmter Haltung geht.

### *Neue Distinktion*

„Deutsche wollen müssen“, formulierte Peter Sloterdijk in einem Interview<sup>26</sup>. Was 2005 in Deutschland gewollt und gemusst ist, zeigte sich etwa in der vom SPD-Vorsitzenden Franz Müntefering angestoßenen sogenannten Kapitalismusdebatte, die an die Gefühle aller anständigen Menschen appellierte. Hier ging es um die Opfer der Cleveren und Gierigen, hier stand jemand für die ein, die wegen ihrer Ehrlichkeit für dumm verkauft werden. Viele nickten, weil endlich mal in aller Deutlichkeit gesagt wurde, was gesagt werden musste.

Aufrichtige Empörung, Solidarität und Mitgefühl, all dies gehört zum Alltag der Moral. Die Kehrseite davon ist die Diskussion über das „Unterschichtenfernsehen“. Bezeichnenderweise etablierte sich dieser Begriff erst dann in der Öffentlichkeit, als Harald Schmidt ihn in einem Interview verwendete (aufgetaucht war er schon vorher, etwa in Texten von Winterhof-Spurk oder Paul Nolte, ohne Aufsehen zu erregen<sup>27</sup>). Nur bei Harald Schmidt hatte der Begriff den Beiklang, für den das Publikum empfänglich war. Bei ihm amüsiert man sich gerne nach dem Feierabend des Gutseins. Wenn Harald Schmidt „Unterschichtenfernsehen“ sagt, so ist Herablassung statt Brüderlichkeit gestattet, Distinktion statt Betroffenheit, Sarkasmus statt

politischer Korrektheit. Zwar ist Herablassung in Deutschland verpönt, aber genau deshalb eignet sie sich als kabarettistischer Trumpf.

Was kein Soziologe je wagt, ist genau das, was das gebildete Publikum bei Harald Schmid braucht, um sich von sich selbst zu erholen: die Ironisierung des normativen Konsenses. Er sagt „Unterschichtenfernsehen“, und man hört „Proll-TV“: für Idioten gemacht, aber gottlob nicht für einen selbst. Vom moralisch Gebotenen erlöst, mit dem Erlaubnisschein des Kabarettis in den Händen, gestattet sich das Publikum die Wonne der Verachtung. Lange hält dies allerdings nicht vor; am nächsten Morgen schwenkt der Diskurs wieder auf die politisch korrekte Betroffenheit ein.

Was bedeutet diese Rückkehr zur altehrwürdigen Semantik hierarchisch übereinander gelagerter sozialer Großgruppen, die so tut, als ob die Gesellschaft der fünfziger Jahre zurückgekommen wäre? Wer je in einer geschichteten Gesellschaft gelebt hat, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren gegeben war, wird Deutschland im Jahr 2005 nicht als klar gegliederte Oben-Unten-Gesellschaft beschreiben. Wo sind die klassischen Schichten, wo die erfahrbaren und im Bewusstsein repräsentierten Großgruppen in ähnlicher materieller Lebenslage mit ähnlichem Lebensstil? Die materiell Gleichgestellten sind kulturell zu heterogen und die kulturell Ähnlichen materiell zu ungleich, als dass das Modell der geschichteten Gesellschaft noch passen würde; seine Zeit ist um<sup>28</sup>.

„Unterschichtenfernsehen“ als provozierende Floskel von Harald Schmidt war eine Erlaubnis zu neuer Distinktion im Gehäuse eines veralteten Sprachmusters. Der wahre Kern der Ironie zielte jedoch nicht etwa, der Wortwahl zum Trotz, auf Menschen, die ökonomisch „unten“ stehen. Er zielte auf solche, die aus der Sicht der Nicht-Prolls für das Projekt des schönen Lebens zu blöd sind, auf die Oberdeppen der Lebenskunst: Sie haben nicht zu wenig Geld, sondern zu viel (für Unterhaltungselektronik, Bier, Schokolade und Kartoffelchips); und sie haben nicht zu wenig Zeit, sondern zu viel (für täglich sechs Stunden TV-Trash). Dies ist die neue Linie der Distinktion. In den sechziger und siebziger Jahren wurden die Diskurse über die Unterschicht noch von Fürsorge geprägt; eingeschlossen war dabei die Ablehnung kultureller Arroganz. Der neue Diskurs macht sich diese Arroganz zu eigen, doch das Objekt der Herablassung ist nun ein anderes: nicht die Unterschicht im hergebrachten sozioökonomischen Sinn, sondern die Glücksversager: alle, denen es an Stil und Verstand fehlt, etwas Sinnvolles aus ihrem Leben zu machen.

## *Ungleichheit. Was anständige Soziologen müssen*

„Aber es gibt doch soziale Ungleichheit“! Seit dem Erscheinen der *Erlebnisgesellschaft* im Jahr 1992 bekam ich diesen Satz immer wieder von Kritikern entgegengehalten. Man könnte den Eindruck gewinnen, ich behaupte das Ende der Ungleichheit, aber wer das Buch liest, wird nichts dergleichen finden. Auf zitierbare Aussagen kann sich der Tadel nicht beziehen, also muss er meine Voreinstellungen betreffen: meine Fragen, mein Menschenbild, meine impliziten Werte und Problemdefinitionen. Dass der Hund in der Tat hier begraben liegt, im Grundsätzlichen, wurde mir schon bald nach dem Erscheinen des Buchs in einer Rundfunkdiskussion deutlich<sup>29</sup>. Wie in aller Welt könne man eine Soziologie des schönen Lebens versuchen, statt sich den Problemen des Mangels zu widmen? Wie könne man bloß ein Luxusthema aufgreifen, wenn die Not zurückkomme? Speziell Kritiker aus den Reihen der Soziologie zeigten sich entrüstet. Mit dem Deutschland der neunziger Jahre, schrieb etwa Peter Alheit, würden allenfalls „notorische Zyniker die Assoziation der Erlebnisgesellschaft verbinden“<sup>30</sup>.

Im Lauf der Rezeptionsgeschichte der *Erlebnisgesellschaft* bin ich dieser moralisierenden Rhetorik häufig begegnet, wenn auch fast nur innerhalb der Soziologie. Anständige Soziologen beschäftigen sich mit dem *Elend der Welt*<sup>31</sup>; sie stehen auf der Seite der Schwachen, der Benachteiligten, der Opfer. Sie lassen sich vom schönen Schein der Glücksindustrie nicht blenden; klar sehen sie die permanente reale Verschlimmerung. Und sie träumen nicht vom autonomen und frei wählenden Subjekt; sie entlarven die Gesten der Freiheit als autosuggestive Tröstungen im ehernen Gehäuse struktureller Zwänge.

Soziale Ungleichheit und sonst nichts! Im Jahr 2005 hallt das Echo dieses kategorischen Imperativs aus nahezu allen soziologischen Beiträgen zum Thema wider.<sup>32</sup> Dass der selektive Blick für das Leid der Welt als die moralisch bessere Sichtweise etabliert ist, muss den misstrauisch stimmen, der sich für die ganze Wirklichkeit interessiert. So aufgeklärt sich die Diskursteilnehmer geben, so sehr lassen sie den Nachweis einer entscheidend wichtigen Teilnahmevoraussetzung vermissen, die Robert Merton *organisierten Skeptizismus* genannt hat. Überall stattdessen der Stallgeruch des Krisenparadigmas. *Die fetten Jahre sind vorbei* – dass dieser Film aus dem Jahr 2004 soviel Beifall fand und Preise abräumte, lag nicht an

seiner analytischen oder dokumentarischen Kraft, sondern genau im Gegenteil an seiner Schablonenhaftigkeit.

Die politisch korrekte Sichtweise ist immer auf Verteidigung, nicht auf Selbstkritik eingestellt. Im Inneren des Stalls vertraut man einander, nach außen schießt man mit Worten wie „Traumtänzer“, „Ideologe“, „Spießer“, „Neoliberaler“, „Populist“. Im Deutschland des Jahres 2005 hat dies dazu geführt, dass es ein Außen, eine Abweichung vom Krisenkonsens so gut wie nicht mehr gibt.

Wenn man sich vom Bourdieu-Altar entfernt, bietet sich die rare Gelegenheit zur Beobachtung wirklicher Emotionen selbst bei sonst eher spröden Kollegen. Der Tonfall wird scharf, das Auge blitzt, und jeder spürt: Jetzt geht es ans Eingemachte. Ausrufe wie „Haben Sie eigentlich keine Ahnung vom letzten Armutsbericht?“ oder „Sie verwechseln die Werbung wohl mit der Wirklichkeit!“ signalisieren jedem, der für eine historische Relativierung von Theorien sozialer Ungleichheit eintritt, das Betreten einer Verbotszone. Die Mindeststrafe dafür besteht im Ausschluss aus der professionellen Bruderschaft der Pflichtanwälte für die Unterprivilegierten. Immer mischen sich an dieser Stelle moralische Untertöne in die Debatte. Und es gerät in Vergessenheit, dass die einzige in wissenschaftlichen Debatten zulässige Moral das Verbot von Denkverboten ist. Im Kern geht es um die Frage, inwieweit Stile und Milieus durch soziale Ungleichheit bestimmt werden oder auch nicht.

*Jenseits von Bourdieu*<sup>33</sup>

Dem vertikalen Paradigma zufolge kommt es zentral auf *eine* Klasse von Unterschieden an: solche, die über den Zugang zu allgemein erstrebten Werten entscheiden. Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital determiniert dann Stil und Milieuzugehörigkeit. Damit verbindet sich eine umfassende Vertikalisierung der sozialen Wahrnehmung, und als Konsequenz auch eine Vertikalisierung sozialer Netzwerke.

Es gibt mehrere Argumente, die für dieses Modell sprechen. Erstens ist es tief in der soziologischen Tradition seit Beginn des 20. Jahrhunderts verankert: Es können sich doch nicht alle geirrt haben! Zweitens weist das Modell auf einfache, intuitiv leicht zugängliche Mechanismen hin, die sich für die Konstruktion der Gesellschaft geradezu anbieten,

sozusagen als kognitive Opportunitätsfalle. Drittens ist das vertikale Modell plausibel: Das Ausmaß der Teilhabe am Möglichkeitsraum ist für alle Menschen existenziell bedeutsam; in der sich daraus ergebenden Differenzierung haben die „oberen“ Milieus genügend Mittel zur Verfügung, um sich nach „unten“ hin abzuschließen, und letztere haben keine Wahl, als unter sich zu bleiben. In diesem Zusammenhang ist häufig von der „strukturellen Determiniertheit der Milieuzugehörigkeit“ die Rede.

Andererseits: So überzeugend das vertikale Modell auch sein mag, so selbstverständlich ist doch die Annahme, dass es nicht immer und unter allen Umständen gelten muss. Für Soziologen, die es gewohnt sind, mit ständig aktualisierten gegenwartsdiagnostischen Theorieentwürfen den Anschluss an den davon eilenden Gegenstandsbereich zu wahren, ist dieser Vorbehalt eine Banalität. Gleichwohl kommt man um die Feststellung nicht herum, dass das vertikale Paradigma zum blinden Fleck für die soziologische Wahrnehmung geworden ist. Die Kultur des Westens ist bevölkert von Stiltypen und Milieus, die sich deutlich voneinander abheben, ohne dass sich dies mit einem vertikalen Modell erklären ließe. Die immer wieder empirisch bestätigte starke Stil- und Milieurelevanz des Lebensalters etwa oder die Unterschiedlichkeit der Interessen, die Menschen im Lauf ihres Lebens entwickeln und pflegen, müsste auch den Verfechtern des vertikalen Paradigmas zu denken geben<sup>34</sup>.

In den etwa drei Jahrzehnten der Rezeptionsgeschichte von Bourdieus Arbeiten wird die Gefahr immer größer, dass sich Begeisterung in Verehrung verwandelt. Eine Neigung macht sich breit, seine Theorie als Apriori und Schlussstein zugleich aufzufassen. Vielen erscheint die Frage, ob es auch ein Jenseits von Bourdieu geben könnte, als Anmaßung, die sie selbst nicht wagen und deshalb auch anderen verbieten wollen. Was der Kodex dieser Art von Heiligenverehrung allenfalls erlaubt, ist die Verbreitung der Botschaft aus der Perspektive von Zwergen, die auf den Schultern eines Riesen stehen. Der Abschied von solcher intellektuellen Trittbrettfahrerei beginnt damit, dass man sich selbst die Erlaubnis gibt, so frei nachzudenken, wie dies die Klassiker getan haben, und dass man die dabei unvermeidlichen Gefühle der Kleinheit und Unsicherheit als notwendigen Tribut an den Job begreift, dem man sich als Wissenschaftler nun einmal verschrieben hat.

Eine Theorie der Entstehung sozialer Milieus durch differenzielle Assoziation (Wahlen und Abgrenzungen) ist bei Bourdieu nicht systematisch ausgearbeitet. Eine solche Theorie wird

um so wichtiger, je mehr Menschen tatsächlich die Wahl haben. Desto weniger sind Milieus etwas „strukturell Gegebenens“.

Zusätzlich fehlt bei Bourdieu der Blick auf die historisch einmalige Erweiterung des Möglichkeitsraums – eine für die soziale Konstruktion von Gesellschaft entscheidende Bedingung. Eine historisch flexible Theorie muss die Frage reflektieren, in welchem Umfang sich Menschen ihren Stil aussuchen können und inwieweit sie darüber bestimmen, mit wem sie Umgang haben und mit wem nicht.

Damit im Zusammenhang steht eine weitere Restriktion Bourdieus: die Fixierung auf die Distinktionsbedeutung von Stilen, als ginge es den Menschen immer nur darum, auf andere herabzuschauen, und als gehörte es nicht zu unserer Alltagserfahrung, dass Menschen uns auf eine Weise fremd sein können, bei der wir nicht zu sagen wissen, ob sie „über“ oder „unter“ uns zu lokalisieren sind.

#### *Der Mensch als Opfer. Ein innerer Widerspruch*

Indessen prägt die Erlebnisgesellschaft allmählich ein ganz anderes Bewusstsein von Vertikalität und Hierarchie aus. Was bei der Diskussion um das Unterschichtenfernsehen besonders aufhorchen lässt, ist die klammheimliche Verabschiedung der Sozialfigur des Opfers. In den Angehörigen der früheren Unterschicht konnte man Ausgebeutete, Ausgetrickste, Machtlose sehen, Menschen, denen man zu Ihrem Recht verhelfen musste. Die neue Distinktion sieht Subjekte, wo früher von Objekten die Rede war, sie sieht Täter anstelle von Opfern. Pietätlos verweigert sie denen den Respekt, die ihren Tag mit Schwachsinn vergeuden und sich dabei dick und krank essen.

Was die neue Distinktion nur hinter vorgehaltener Hand und getarnt durch Ironie wagt, den Einzelnen als selbstverantwortliches Wesen anzusehen, verstößt erst recht gegen den Moralkodex der teilnehmenden, fürsorglichen Soziologie. Sie braucht die Figur des Opfers geradezu für ihre Existenzberechtigung, wie etwa Thomas Meyer in seiner Kritik der Lebensstilforschung ausführt<sup>35</sup>. Er skizziert ein Menschenbild, das nicht selbst Bestandteil der soziologischen Analyse ist, sondern als Bedingung soziologischer Analyse vorab konstruiert wird. Sichtbar wird der sozial determinierte Mensch, die Marionette der objektiven

Bedingungen, der arme Irre in der geschlossenen Anstalt der Gesellschaft, Abteilung „Autonomiephantasten“.

Auf den ersten Blick scheint dieses Apriori überzeugend. Es könnte sich doch wirklich so verhalten, nicht zuletzt, weil es auch empirische Hinweise gibt. Außerdem weist dieses Apriori der Soziologie eine starke Stellung zu. Es hat einen verführerischen Reiz: Wenigstens der Soziologe sieht den Dingen auf den Grund, wenigstens er ist nicht verblendet, wenigstens er scheint die Ausnahme vom Normalfall des Menschen als Opfer der Umstände zu sein. Wo sich alle täuschen lassen, sieht er klar, entschleierte, enttarnt, reißt Mauern in den Köpfen ein.

Doch das Argument ist selbstwidersprüchlich. Entweder ist auch der Soziologe selbst den Mechanismen unterworfen, die er analysiert; dann sollte er wie alle anderen über etwas schweigen, worüber er grundsätzlich nicht reden kann. Oder er ist es nicht, dann ist es aber niemand. Dieser Gedanke gewinnt noch an Schärfe, wenn man sich vor Augen hält, dass Soziologen mit einem aufklärerischem Anspruch auf die Bühne treten. Sie machen dadurch die Menschen außerhalb der Soziologie zu ihren Mit-Denkern. Jedem ist dieselbe Autonomie zuzutrauen, die Meyer für die Soziologie in Anspruch nimmt, wenn er ihr „Ideologiekritik“ auf die Fahne schreibt. Das Apriori des ewigen Opfers schließt aus, wofür es angeblich eintreten soll: Aufklärung, Befreiung, Selbstbestimmung.



---

<sup>1</sup> Meinhard Miegel: *Die deformierte Gesellschaft*. Berlin und München 2002.

<sup>2</sup> Hans-Werner Sinn: *Ist Deutschland noch zu retten?* München 2003.

<sup>3</sup> Gabor Steingart: *Deutschland – Der Abstieg eines Superstars*. München und Zürich 2004.

<sup>4</sup> So zeigt die Standort-Rangliste der Bertelsmann Stiftung 2004 Deutschland auf dem letzten Platz im „Alarmbereich“. Freilich: Dem Sonderproblem der deutschen Vereinigung trägt dieser Index nicht Rechnung

<sup>5</sup> Angesichts dieser Beobachtungen scheint die Diagnose von „Verarmung“ und „sich verschärfender Ungleichheit“ sicher. Indes gilt: „Die Trends der Vermögensverteilung sind über die Benennung von Einflussfaktoren hinaus kaum erforscht.“ Richard Hauser: „Vermögensverteilung als Element gesellschaftlicher Dauerbeobachtung.“ In: Wolfgang Glatzer u.a. (Hg.): *Sozialer Wandel und gesellschaftlicher Dauerbeobachtung*. Opladen 2002. S. 195. Die Behauptung der „wachsenden sozialen Schieflage“ ist ebenso unausrotbar wie unangemessen. Zusammenfassend hierzu siehe etwa: Marc Beise: „Arm und Reich.“ *Süddeutsche Zeitung*, 24. 12. 2004. Ferner: R. von Heusinger und W. Uchatius: „Der Mythos vom Abstieg.“ *Die Zeit*, 15. 4. 2004. Entschieden wandte sich der Vorsitzende des Rats für Sozial- und Wirtschaftsdaten, Gert C. Wagner in seinem Artikel „Adieu Tristesse“ gegen Ulrich Becks These von der „Gesellschaft des Weniger“. *Süddeutsche Zeitung*, 15. 2. 2005.

<sup>6</sup> Wilhelm Heitmeyer: „Die gespaltene Gesellschaft.“ *Die Zeit*, 2. 12. 2004.

<sup>7</sup> Robert Leicht: „Drei Jahrzehnte Reformstau.“ *Die Zeit*, 19. 2. 2004.

<sup>8</sup> The World Bank: *World Development Report*. 4. Welle des World Values Survey, durchgeführt im Jahr 1999.

<sup>9</sup> Nach Jörg Lau: „Lob der miesen Laune.“ *Die Zeit*, 28. 4. 2005.

<sup>10</sup> Siehe zu all dem Heidrun Graupner: „Wenn Hilfe unerreichbar wird.“ *Süddeutsche Zeitung*, 6. 5. 2005.

<sup>11</sup> „Was nichts kostet, ist wieder etwas wert. Die Deutschen registrieren, dass Freizeit nicht nur Konsumzeit sein muss.“, so der Sprecher des BAT-Instituts zu den Ergebnissen einer Umfrage. Freizeitimmobilien wie neue Wellnesscenter, Indoor-Skianlagen, Musical-Theater, Tauchstationen, selbst Kinos rentieren sich nicht mehr. Aus dem Artikel „Schluss mit lustig“. *Die Welt* 5. 11. 2003

<sup>12</sup> Aktuelle Bucherscheinungen und Initiativen spielen ironisch mit der Anpassung von Glücksprojekten an geänderte materielle Bedingungen. Beispiele sind: Siegrid Ormeloh und Nicole Schlier: *Hartz-IV-Kochbuch. Ein Kochbuch für harte Zeiten*. Berlin 2005. Manuel Andrack: *Du musst wandern. Ohne Stock und Hut im deutschen Mittelgebirge*. Köln 2005. Alexander von Schönburg: *Die Kunst des stilvollen Verarmens*. Berlin 2005. Als Beispiel einer Inivitative führe ich an: [www.diegleucklichenarbeitslosen.de](http://www.diegleucklichenarbeitslosen.de) .

<sup>13</sup> Siehe hierzu: Rolf Heinze und Thomas Olk: „Vom Ehrenamt zum bürgerschaftlichen Engagement.“ In: Ernst Kistler u.a. (Hg.): *Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts*. Berlin 1999. Ferner: Jürgen Kocka: „Das Bürgertum als Träger von Zivilgesellschaft – Traditionslinien, Entwicklungen, Perspektiven.“ In: Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags: *Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft*. Opladen 2002. Zusammenfassend: Helmut K. Anheier und Stefan Toepler: „Bürgerschaftliches Engagement zur Stärkung der Zivilgesellschaft im internationalen Vergleich.“ In: Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags: *Bürgerschaftliches Engagement im internationalen Vergleich*. Opladen 2003. Anders stellt sich die Entwicklung in den USA dar; siehe im selben Band den Beitrag von Robert D. Putnam: „Soziales Kapital in der Bundesrepublik Deutschland und in den USA.“ Ausführlich hierzu: Robert D. Putnam: *Bowling alone. The Collapse and Revival of American Community*. New Work 2000.

<sup>14</sup> Berthold Vogel: „Am Nachmittag des Wohlfahrtsstaats.“ In: *Mittelweg* Nr. 36, August-September 2004.

<sup>15</sup> Gerhard Schulze: *Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?* München 2003.

<sup>16</sup> Nach Angaben des Statistischen Bundesamts ist die durchschnittliche Zahl der Arbeitsstunden pro Jahr in den letzten 15 Jahren weiter gesunken (1990: 741 Stunden; 2002: 676 Stunden). Der Zeitanteil für Erwerbstätigkeit, Ausbildung und Fortbildung betrug im Jahr 2002 ganze 16 %.

<sup>17</sup> In Preisen von 1995 wuchs das Realeinkommen von 1991 bis 2003 um 12,6 %. Quelle: Statistisches Bundesamt, zitiert nach: Institut der deutschen Wirtschaft Köln: *Deutschland in Zahlen*. Köln 2004. S. 17.

<sup>18</sup> Schulze a.a.O., S. 178 ff

<sup>19</sup> Miegel a.a.O, S. 92.

<sup>20</sup> Als Beispiele: Wolfgang Gehrmann: „I love Germany. Amerikanische Unternehmer loben den Standort Deutschland.“ *Die Zeit*, 8. 7. 2004. Eric T. Hanson: „Typisch deutsch. Die gefühlte Amerikanisierung.“ *Süddeutsche Zeitung*, 13. 7. 2004. Steven Ozment: „Deutschland, du kannst es besser.“ *Die Zeit*, 22. 7. 2004.

<sup>21</sup> Als umfangreiche empirischen Dokumentationen siehe: Angus Maddison: *Monitoring the World Economy 1820 – 1992*. Paris 1995. Herbert Obinger: „Politische Ökonomie der Arbeitsbeziehungen: Akteure, Institutionen und wirtschaftliche Effekte.“ In: Herbert Obinger u.a. (Hg.): *Politische Ökonomie*. Opladen 2003.

<sup>22</sup> Zur Erklärung: Schulze a.a.O., S. 152 ff.

<sup>23</sup> Hans-Werner Sinn: „Pathologischer Exportboom.“ *Süddeutsche Zeitung*, 3. 5. 2005.

<sup>24</sup> Zusammenfassend siehe: [www.german-news.de](http://www.german-news.de), 9. 4. 2005: Deutscher Erfindergeist ungebrochen.

---

<sup>25</sup> So die Vorsitzende der Grünen, Claudia Roth, am 9. 5. 2005. Ähnlich äußerte sich die SPD-Abgeordnete Cornelia Sonntag Wolgast: Köhler habe „zu viel Selbstsicherheit des Landes“ verbreitet. Anlass der Rede war der 60. Jahrestag des Kriegsendes.

<sup>26</sup> Peter Sloterdijk im Interview mit Ulf Poschardt. *Welt am Sonntag*, 12. 12. 2004.

<sup>27</sup> Paul Nolte: *Generation Reform*. München 2004. Peter Winterhof-Spurk: *Kalte Herzen. Wie das Fernsehen das Menschenbild verändert*. Stuttgart 2004.

<sup>28</sup> „In allen sozio-ökonomisch abgegrenzten Gruppen finden sich Teilgruppen in Armut sowie in Reichtum..., so dass die beobachtbare Gesamtungleichheit nur geringfügig aus Ungleichheiten zwischen Gruppen resultiert.“ Irene Becker und Richard Hauser: *Anatomie der Einkommensverteilung. Ergebnisse der Einkommens- und Verbrauchsstichproben 1969 – 1998*. Berlin 2003. S. 171.

<sup>29</sup> Teilweise abgedruckt in der Neuen Zürcher Zeitung vom 11. 3. 1996: „Vergisst die Soziologie die Armen? Ein Disput zwischen Gerhard Schulze und Jens Dangschat.“

<sup>30</sup> Peter Alheit: „Aufbruch in die Erlebniskultur? Kritische Überlegungen zur zeitgenössischen Kultursoziologie.“ In: *Das Argument*, 37. Jahrgang, Heft 1 (Nr. 208), 91-104.

<sup>31</sup> In klassischer Weise verkörpert in: Pierre Bourdieu (Autor und Herausgeber): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz 1997.

<sup>32</sup> Siehe hierzu etwa: Holger Schatz: „Die Rückkehr der sozialen Frage und die Ungleichheitsforschung.“ *Soziologische Revue*, Heft 2, April 2005. Thomas Meyer: „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz.“ In: *Soziale Welt*, Heft 3, 2001. Michael Vester u.a.: *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*. Frankfurt a.M. 2001. Uwe H. Bittlingmayer: *Askese in der Erlebnisgesellschaft?* Wiesbaden 2000. Die Gegenmeinung vertritt auf empirischer Basis: Ruut Veenhoven: „Die Rückkehr der Ungleichheit in die moderne Gesellschaft?“ In: Wolfgang Glatzer u.a. (Hg.): *Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung*. Opladen 2002.

<sup>33</sup> Zum Folgenden siehe Gerhard Schulze: „Scheinkonflikte. Zu Thomas Meyers Kritik der Lebensstilforschung.“ *Soziale Welt*, Jahrgang 52, 2001, Heft 3.

<sup>34</sup> In seiner „kritischen Bilanz“ der Lebensstilforschung streift Meyer dieses Thema, behandelt es aber als nebensächlich. Meyer, a.a.O., S. 263. Dass das Alter schon in den sechziger Jahren eine eigenständige, stilbildende Rolle gespielt hat, zeigt Konrad Düssel: „Medienkonsum als Ausdruck sozialen Lebensstils. Überlegungen zu Entwicklungen in den sechziger und frühen siebziger Jahren.“ In: Matthias Freese u.a.: *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*. Paderborn 2003.

<sup>35</sup> Meyer a.a. O., S. 265 f.